
SCHRIFTEN ZUR SPRECHWISSENSCHAFT
UND PHONETIK

**Otto Bremer – Wegbereiter der
sprechwissenschaftlichen Phonetik
an der Universität Halle**

Ursula Hirschfeld/Hans-Joachim Solms/
Eberhard Stock (Hg.)

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Ursula Hirschfeld / Hans-Joachim Solms / Eberhard Stock (Hg.)
Otto Bremer

Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik,
herausgegeben von Ines Bose, Kati Hannken-Illjes,
Ursula Hirschfeld und Baldur Neuber
Band 5

Ursula Hirschfeld / Hans-Joachim Solms / Eberhard Stock (Hg.)

Otto Bremer – Wegbereiter der
sprechwissenschaftlichen Phonetik
an der Universität Halle

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-7329-0230-9
ISSN 2364-4494

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2016. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de



Portrait Otto Bremers, 1893 (NOB)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Ursula Hirschfeld, Eberhard Stock Zur Entwicklung der <i>Sprechwissenschaftlichen Phonetik</i> an der Universität Halle	11
Hans-Joachim Solms Wer wider den Stachel löckt – Zum beruflichen Lebensweg Otto Bremers	47
André Hüttner Otto Bremer als Phonetiker – Ein Beitrag zur sprechwissenschaftlichen Fachgeschichte	61
André Hüttner, Waltraud Roesel Zum Nachlass von Otto Bremer	147
Peter Müller Gegenwärtiger Stand der Erschließung und Nutzung der Phonetischen Sammlung	161
Anhang: Fotos, Dokumente, Materialien	171
Adressen der Autorinnen und Autoren	195

Vorwort

Im Jahre 2013 erinnerte die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in einer Gedenkveranstaltung an jene Hochschullehrer, die in Halle während der Nazi-herrschaft ihres jüdischen Glaubens oder ihrer politischen Haltung wegen entlassen oder auf andere Weise diskriminiert worden waren. Eine Forschergruppe um den Theologen Friedemann Stengel hatte ermittelt, dass an unserer Universität mindestens 43 Personen dem brutal restriktiven Berufsbeamtengesetz, das im April 1933 nur drei Monate nach Hitlers Machtergreifung erlassen worden war, zum Opfer fielen. Zu ihnen zählte auch der Germanist und Phonetiker Otto Bremer (1862-1936), der sich durch zahlreiche dialektologische Arbeiten, eine noch heute bemerkenswerte phonetische Exaktheit und beispielhafte empirische Untersuchungen zur Ausspracherealität verschiedener Varietäten einen Namen gemacht hatte. Seine 1893 erschienene „Phonetik“ war für die halleschen Sprechkundler/Sprechwissenschaftler schon immer eine verlässliche Nachschlagequelle; seine aus Lehr- und Forschungsmitteln bestehende und bereits institutionalisierte „Phonetische Sammlung“ wurde 1937 mit sprechkundlichen Beständen vereint, so dass das im Folgejahr gegründete Institut ab 1947 als „Institut für Sprechkunde und Phonetische Sammlung“ bezeichnet werden konnte. Dennoch war nach dem Schicksal Bremers bis in die Gegenwart hinein ebenso wenig gefragt worden wie nach dem Verhältnis dieses gestandenen Phonetikers zu einem Lehrgebiet, das sich seit Anfang des 20. Jh. in Halle und anderen deutschen Universitäten herausbildete und eine physiologisch-phonetische Fundierung benötigte.

Die Bemühungen der Universitätsleitung, sich dem im Hitlerreich begangenen Unrecht zu stellen, waren der Anstoß für uns, Bremers Lebensumstände aufzuklären, seine wissenschaftliche Biographie zu erstellen und den Beziehungen nachzugehen, die zwischen ihm und der sich entwickelnden Sprechkunde bestanden. Es war ein Glücksfall für diese Recherchen, dass schon kurze Zeit vor den von F. Stengel verstärkt initiierten Nachforschungen eine Verbindung zur Enkelin von Otto Bremer, Frau Waltraud Roesel, hergestellt werden konnte, die noch große Teile des Nachlasses von ihrem Großvater aufbewahrt. Sie gestattete uns den Zugang zu den Materialien und half auch, sie zu sichten. Als die Idee aufkam, einen von Germanistik und Sprechwissenschaft verantworteten Band

der „Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik“ dem Leben und Wirken Bremers zu widmen, war sie sofort bereit, zusammen mit A. Hüttner den Nachlass zu beschreiben. Für alle Unterstützung und die Freundlichkeit, mit der uns Frau Roesel entgegenkam, danken wir ihr auch im Namen der Universitätsleitung.

Zusammen mit den Unterlagen im Universitätsarchiv entstand durch den Nachlass eine Quellenlage, die weithin gesicherte Aussagen ermöglichte. So konnte H.-J. Solms vor allem klären, weshalb Bremer erst 16 Jahre nach seiner Habilitation, also nach einer ungewöhnlich langen Wartezeit, zum etatmäßig abgesicherten a. o. Professor ernannt wurde. Und A. Hüttner war es in einer Master-Abschlussarbeit möglich, die Fakten für die wissenschaftliche Biographie Bremers zusammenzutragen und sie in bemerkenswertem Maße biographisch zu untersetzen. Zwei Aufsätze in diesem Band schaffen dafür einen Rahmen: P. Müller, Dipl.-Ing. am Seminar für Sprechwissenschaft und Phonetik, berichtet über den gegenwärtigen Stand der Erschließung und Nutzung der „Phonetischen Sammlung“, U. Hirschfeld und E. Stock skizzieren die Entwicklung der Sprechwissenschaftlichen Phonetik und verweisen auf die Einflüsse Bremers.

Zusammenschauend lässt sich festhalten: Otto Bremer hat sich nicht nur durch seine dialektologischen Forschungen Verdienste erworben, sondern auch dadurch, dass er die zuständigen Fakultäten für phonetisches Denken und Arbeiten öffnete. Mit seiner Kreativität und Beharrlichkeit bahnte er nicht allein den Weg für phonetische Untersuchungen in einzelnen Philologien, er wurde so auch Wegbereiter für die Sprechkunde/Sprechwissenschaft an der Universität Halle, speziell für die Sprechwissenschaftliche Phonetik.

Halle (Saale), November 2015

Ursula Hirschfeld, Hans-Joachim Solms, Eberhard Stock

Zur Entwicklung der *Sprechwissenschaftlichen Phonetik* an der Universität Halle

Ursula Hirschfeld / Eberhard Stock, Halle (Saale)

1 Einführung

Die *Sprechwissenschaftliche Phonetik* beschreibt Sprechen und Hören als physisch-psychische Prozesse und als tragende Elemente kommunikativer Tätigkeit. Mit teils geistes-, teils naturwissenschaftlichen Methoden untersucht sie hierzu innerhalb tradierter Grenzen in mehreren Forschungsrichtungen (1) die Generierung der segmentalen und suprasegmentalen Formen gesprochener Äußerungen, (2) die Funktionalität dieser Formen, (3) die Aufnahme und Verarbeitung der Äußerungen beim Hörverstehen. Sie schafft damit Grundlagen für die theoretische und pädagogische Arbeit in den anderen Teildisziplinen der Sprechwissenschaft: der Rhetorik, der Vortragskunst und der Stimm- und Sprachheilkunde (Klinische Sprechwissenschaft).

Der Gegenstandsbereich der *Sprechwissenschaftlichen Phonetik* deckt sich zu einem großen Teil mit dem der klassischen Phonetik. Ähnliche Untersuchungsfelder werden auch in der Gesprächsforschung, der forensischen Phonetik, der automatischen Spracherkennung, der Sprachsynthese usw. bearbeitet. Anders als diese Wissenschaftsdisziplinen legt die *Sprechwissenschaftliche Phonetik* aber den Schwerpunkt auf die Erzeugung und Hygiene der menschlichen Stimme, die Gesetzmäßigkeiten der Artikulation und die Wirkung von Sprechausdrucksformen unter verschiedenen Kommunikationsbedingungen. Im Brennpunkt stehen außerdem die Normen beim Gebrauch der segmentalen und suprasegmentalen Formen des Deutschen, deren situativ, emotional und regional bedingte Variation und die Interferenzen, die beim Sprachenkontakt bzw. beim Erwerb des Deutschen als Fremdsprache entstehen.

Seit an den deutschen Universitäten nach 1900 das meist als „Vortragskunst“, später als „Sprechkunde“ und „Sprecherziehung“ bezeichnete Fach mit Lektora-

ten institutionalisiert wurde, gehörten die physiologisch-phonetischen Grundlagen des Sprechens, die Wissensvermittlung mit Training verbinden und als Basis der *Sprechwissenschaftlichen Phonetik* anzusehen sind, zu seinen zentralen Bestandteilen. Hierfür wurden Lehrinhalte sowie Lehr- und Trainingsmethoden aus Erkenntnissen der Medizin und Phonetik sowie aus langen Erfahrungen in der Schauspieler- und Sängerausbildung gewonnen. Das gilt auch für die „Vortragskunst“ bzw. „Sprechkunde/Sprecherziehung“ in Halle. Zwar hatte der hallesche Phonetiker Otto Bremer (1862-1936), dessen Einfluss auf unser Fach in diesem Band thematisiert wird (vgl. Hüttner in diesem Band sowie 2014), schon seit Ende des 19. Jh. seine beispielhaften Ausspracheuntersuchungen durchgeführt und publiziert, dies konnte jedoch die ersten beiden Fachvertreter an der halleschen Universität – Ewald Geißler von 1905 bis 1917, Richard Wittsack von 1919 bis 1952 – nicht dazu anregen, in vergleichbarem Maße zu forschen. Beide waren hierfür zunächst nicht legitimiert, denn sie blieben lange Zeit Lektor. Lektoren aber waren lediglich *Lehrer in nichtwissenschaftlichen Fächern* (vgl. die Preußische Lektorenordnung von 1930, Geissner 1997, 9). Folglich wurde die „Vortragskunst“ später auch nur als „Sprechkunde“ bezeichnet, nicht als „Sprechwissenschaft“. Im Verständnis der Zeitgenossen stand eine „Kunde“ zwischen Wissenschaft und Tätigkeit. Sie sollte nicht forschen, sondern Forschungsergebnisse verschiedener Wissenschaften nutzen, um Können zu schulen und auf Erfahrung beruhende Regeln für das Tätigsein zu vermitteln (Geißler 1921, 24f.).

Trotzdem waren Geißler (1880-1946) und Wittsack (1887-1952) nicht nur als Lehrer aktiv. Geißler publizierte im Jahrzehnt seiner Tätigkeit in Halle neben verschiedenen Aufsätzen 1910 den für unsere Darstellung relevanten ersten Teil seiner „Rhetorik“ (s. 2.1.1), und Wittsack veröffentlichte nicht nur eine Reihe von Aufsätzen und eine physiologisch-phonetisch untersetzte Redelehre (H. Krech/Lötsch 1952), sondern war auch sprechkünstlerisch tätig und engagierte sich in der Sprach- und Stimmtherapie (Weithase 1952; Lemmer 1956, 189 ff.). Was unter günstigeren Bedingungen möglich war, zeigen Bremers beeindruckende Publikationsleistungen (vgl. Hüttner in diesem Band sowie 2014). Aber Bremer war Germanist; er konnte sich bereits 25-jährig habilitieren und wurde danach in eine etatisierte a. o. Professur berufen. Wegen seiner phonetischen Ausrichtung geschah dies allerdings erst nach einer ungewöhnlich langen Wartezeit von 16 Jahren (dazu Solms in diesem Band). Dennoch: er hatte zwar Forschungsverpflichtungen, von ihm wurde aber wesentlich weniger Lehre erwartet als von einem Lektor.

1937 wurde Wittsack, der schon zuvor begonnen hatte Lehr- und Forschungsmittel auch zur Phonetik zu sammeln (Wittsack 1935a), die Leitung der von

Bremer aufgebauten „Phonetischen Sammlung“ übertragen (vgl. E.-M. Krech 2007). Das 1938 aus seinem Lektorat hervorgegangene Institut hieß demzufolge ab 1947 „Institut für Sprechkunde und Phonetische Sammlung“. Wittsack hatte sich während des Studiums phonetische Kenntnisse angeeignet und in Halle eine phonetische Abteilung aufgebaut (Hentze 2015, 14). Er war also sachkundig, als er in der Dokumentation des von Bremer aufgenommenen „Wangerooger Friesisch“ (1938) dessen Forschungen würdigte. Dass er ab 1930 in seinen Vorlesungsankündigungen auch Lehrveranstaltungen Bremers empfahl (vgl. Hüttner in diesem Band sowie 2014), spricht ebenfalls dafür, dass er dessen Arbeit hochschätzte, was uns sein Denken näher bringt. Denn immerhin hatte bei Bremers Habilitation maßgeblich Eduard Sievers mitgewirkt, der damals führende Phonetiker, der durch phonetischen Realismus ebenso wie durch Mitarbeit in der „Siebs“-Kommission bekannt war (Stock 1996c, 50ff.).

Die Aufbauphase, die Ende der 1940er Jahre den Nachkriegsjahren folgte, bot den Mitstreitern und Schülern Wittsacks die Chance, durch Forschung und Qualifizierung ihre bis dahin marginalisierte Disziplin innerhalb der Fakultäten als gleichberechtigt zu etablieren. Ein Weg dahin war die Habilitation, weil die Habilitierenden mit einem erfolgreich abgeschlossenen Verfahren die *venia legendi* (= Lehrberechtigung) für ein bestimmtes Lehrgebiet erlangen und dieses damit von der durchführenden Fakultät als habilitationswürdig, also als *wissenschaftlich* anerkannt wird. Diese Möglichkeit nutzten 1949 die in Jena tätige Irmgard Weithase (1906-1982) und 1954 Hans Krech (1914-1961), der zwei Jahre zuvor die Nachfolge Wittsacks in Halle angetreten hatte. Weithase habilitierte mit der Arbeit „Goethe als Sprecher und Sprecherzieher“; die *venia* lautete: „Sprechkunde mit besonderer Berücksichtigung der neueren deutschen Literaturgeschichte“ (vgl. Neuber/Zimpel 2011); Krech legte „Sprechkundliche Beiträge zur Therapie der Sigmatismen“ vor und wurde daraufhin zum „Dozenten für angewandte Phonetik und Sprachheilpädagogik“ ernannt; erst 1960 mit der Berufung zum Professor mit vollem Lehrauftrag wurde sein Lehrgebiet mit „Sprechwissenschaft“ bezeichnet (E.-M. Krech, 2011b, 11).

Beide Habilitationsschriften dokumentierten überzeugend eine neue, auf wissenschaftliche Grundlegung zielende strategische Orientierung. Mit ihnen begann eine fachbezogene Forschung, die es ermöglichte, die Sprechkunde fortan als *Sprechwissenschaft* zu begreifen (Hirschfeld/Stock 2014a, 6 ff.). In Jena brach diese Entwicklung durch den Weggang Irmgard Weithases (1958) wieder ab. Am halleschen Institut kam es dagegen zu einer kontinuierlichen Forschungsarbeit, die in der 2. Hälfte der 1950er Jahre sprunghaft zunahm und zunächst vor allem den Bereich der *Sprechwissenschaftlichen Phonetik* profilierte.

2 Entwicklungsbestimmende Forschungsrichtungen

Die *Sprechwissenschaftliche Phonetik* entwickelte sich – angestoßen vor allem durch neue Arbeitsaufgaben und transdisziplinäre Bemühungen – im Lauf der Jahrzehnte zu einem Gegenstandsbereich, in dem zum Teil parallel, meist aufeinander aufbauend unterschiedliche Themen bearbeitet wurden. Ihre Wurzeln hatte sie, wie schon erwähnt, in der artikulatorischen und der akustischen Phonetik, die weitgehend das Lehrgebiet *Grundlagen des Sprechens und Hörens* ausfüllen; den Schub als Teildisziplin aber erhielt sie durch die *Orthoepieforschung*. Das Eindringen in diesen Problemkomplex löste im Umfeld nach und nach Untersuchungen zu *regionalen Ausspracheformen*, zur *Intonation*, zur *Sprechwirkung* und zur *phonologischen Interpretation* aus. Auch das Engagement für die *Ausländerphonetik* ist auf die *Orthoepieforschung* zurückzuführen. Experimentalphonetisch-akustische Untersuchungen flossen, wo nötig, ein.

2.1 Grundlagen des Sprechens und Hörens

Die Hauptaufgabe der Lektoren für Vortragskunst bestand darin, künftige Theologen, Lehrer und Juristen stimmlich-sprecherisch auf ihre Berufe vorzubereiten. Das Fundament hierfür waren Stimmbildung und Artikulationsschulung, gelegentlich auch als Stimmpflege und Sprechtechnik bezeichnet, also eine möglichst gründliche Ausbildung in den *Grundlagen des Sprechens und Hörens*. In ihnen vermittelten schon die Begründer unseres Faches die Voraussetzungen für – so Ewald Geißler 1910 in seiner „Rhetorik“ – Freisprechen, Dichtungsvortrag und Redelehre. Wissen und Können sollten dabei besonders eng miteinander verzahnt werden.

2.1.1 Wissensvermittlung

Geißler hatte während seines Studiums in Leipzig an Stimmbildungskursen von Martin Seydel, einem Senior unseres Faches, teilgenommen und einschlägige Publikationen vor allem von Seydel, H. Gutzmann und P. Gerber durchgearbeitet. Auf dieser Grundlage kündigte er als Lektor in Halle neben rhetorischen und Rezitationsübungen – von Semester zu Semester wechselnd – Übungen in „Stimmbildung“, in der „Technik des Sprechens“ und „phonetische Übungen zur deutschen Hochsprache“ an (Frenkel 2011, 15f.). Inhalt, Aufbau und Methodik dieser Ausbildung veranschaulicht er 1910 in der genannten „Rhetorik. Erster Teil: Richtlinien für die Kunst des Sprechens“; der 2. Teil, die „Deutsche

Redekunst“, erschien 1914. Der 1. Teil enthält Darlegungen zur „Technik“ und zur „Vortragskunst“, beschränkt sich jedoch popularisierend auf „grundsätzliche Betrachtungen und allgemeinere Richtlinien“ (1921, 18), nur der Lehrende brauche wissenschaftliche Einsicht (so wird u. a. auf Bremers „Phonetik“ verwiesen). Unter „Technik“ behandelt Geißler kurz, fast feuilletonistisch, ohne anatomische Details und ohne Abbildungen die Teilprozesse des Sprechens (= Atmung, Stimmbildung, Lautbildung), geht auf stimmtechnisch wichtige Probleme ein (z. B. Nasenatmung vs. Mundatmung, Weite des Ansatzrohres, Vorverlagerung der Zunge, Schmeck- und Kostbewegungen sowie Trinkvorstellungen als Basis der Artikulation, Stimmregister) und gibt wiederholt Hinweise für das Stimmleistungstraining (Prinzip vom geringsten Kraftmaß, Regel von der Ausschöpfung der Bewegungen usw.). Einzelheiten der Darstellung (z. B. Gebrauch der Einsatzarten und der R-Allophone, Vokalbeschreibung z. B. der fünf Arten des E, Lenes immer stimmhaft) müssen als überholt angesehen werden, den Grundlinien aber und der Tendenz vieler Aussagen folgen wir noch heute.

Geißler öffnete sich nach dem 1. Weltkrieg mehr und mehr der nationalsozialistischen Ideologie. Dennoch kann seine vor dem Krieg erarbeitete zweibändige Rhetorik als erste Gesamtdarstellung des sich entwickelnden Faches betrachtet werden (Geissner 1997, 51). Dabei fehlte allerdings die therapeutische Dimension. Geißler erwähnt zwar die „Lehrer- und Pastorenkrankheit“ und spricht auch von der Notwendigkeit der „Übungstherapie“ (1921, 16). Aber erst Wittsack bezog mit dem Aufbau einer Unterabteilung „Sprechhemmungen, Sprechkrankheiten“ den therapeutischen Bereich in die Arbeit ein (Wittsack 1935a). In seinem ebenfalls populärwissenschaftlichen Buch „Lerne reden! ein Weg zum Erfolg“ (1935) wird diese Erweiterung deutlich. So führt er im Kapitel „Von Sprache und Sprechbildung“ hemmende Sprach- und Stimmstörungen an und verweist u. a. auf den „erfahrenen Sprecherzieher“ als möglichen Therapeuten (S. 38). Auch er fundiert das Redenlernen physiologisch-phonetisch, wobei er konkreter und detailgetreuer als Geißler auf die Teilprozesse eingeht, zahlreiche Übungen vorschlägt und auch visuell informiert. Er bespricht kurz, dem damaligen Diskussionsstand entsprechend, die Mundarten, die Siebssche Hochsprache, die Register, die Phonem-Graphem-Beziehungen, die intonatorischen Mittel und verdeutlicht Lautbildung und Lautsystem mit Hilfe von Zeichnungen und Tabellen. Ohne Schriftenverzeichnis beruft er sich des Öfteren auf berühmte Geistesschaffende, führt aber in drei Fällen auch Nazigrößen an – sichtlich ein (gefordertes?) Zugeständnis an den Zeitgeist. Als Publikationen hallescher Lektoren vermitteln beide Redelehren eine Vorstellung davon, wie bis 1950 die Grundlagen des Sprechens an unserer Universität gelehrt wurden.

Ein Vergleich mit späteren Lehrwerken lässt erkennen, wie der Bereich „ausdifferenziert“ wurde und wie einzelne Lehrsätze problematisiert und nach und nach korrigiert wurden. Für die 1952 in Halle mit entsprechendem Studienplan begonnene Ausbildung von Diplomsprecherziehern hatte die „Stimmliche Ausdrucksgestaltung im Dienste der Kirche“ (1946) des westdeutschen Sprechkundlers Fritz Schweinsberg besondere Bedeutung. Zusammen mit dem „Lehrbuch der Stimm- und Sprachheilkunde“ (1949) der beiden Mediziner Richard Luchsinger (Zürich) und Gottfried E. Arnold (Wien) überbrückte es den in diesen Jahren empfindlichen Mangel an schriftlichen Materialien.

An Schweinsbergs Darstellung bestach vor allem, dass folgende Sachverhalte ausführlicher erörtert wurden: das „primäre Tonprodukt“, die Kehlkopfmuskulatur und Kehlkopfhaltmuskulatur, das Resonanzgeschehen im Ansatzrohr, die Stütze, der Stimmwechsel und seine Störungen. Die Beschreibung der Akzentuierung ist allerdings in den 1960er Jahren ebenso korrigiert worden wie die zur Realisierung von /r/ und /ə/. Luchsinger/Arnold ergänzten mit den Abschnitten „Physiologie der Stimme“ (1949, S. 3–92) und „Die Sprache und ihre Störungen“ (1949, S. 163–231). Für das Studium bedeutungsvoll waren in ihrem Lehrbuch außerdem längere Ausführungen zur Methodik der Stimm- und Sprachuntersuchung und zur kindlichen Sprachentwicklung. Weit ausführlicher als bei Schweinsberg wurden auch Bildung, Klangfarben und Verwendungsweisen der Stimme sowie – sehr wichtig – schalltechnische Grundbegriffe behandelt. Das akustische und technische Wissen half den Studierenden, die im Seminar über Forschungsmethoden vorgeführten Gerätschaften zu verstehen, zu denen auch die der Bremerschen Sammlung gehörten.

Die sprechkundliche Sicht auf die durch Fachmediziner erforschten bzw. aufbereiteten Fakten bestimmte jahrzehntelang die Behandlung der *Grundlagen des Sprechens und Hörens*. Flexibilisiert wurde dieser Kanon durch Hans Krech, der seit 1952 die Grundlagen in der Lehre vermittelte und mehrere Publikationen hierzu vorlegte (vgl. E.-M. Krech 2011a/b; 2013). Speziell in der „Einführung in die deutsche Sprechwissenschaft/Sprecherziehung“ (Lehrbrief für das Fernstudium der Lehrer, 1960a) beschrieb er differenzierter und genauer als Geißler, Wittsack und Schweinsberg den Prozess der Sprechbildung, darunter vor allem die Richtigstellung der Atmung samt Stützvorgang und die Artikulationsbasis der Standardaussprache, die für die Mehrzahl der deutschen Sprachlaute einen gesunden nasalen Klanganteil sichern sollte (zur Diskussion vgl. Trenchel 1994; Benkenstein 2007). Außerdem entwickelte er neue Ansätze für eine effiziente Sprecherziehung (s. 2.1.2).

Hören und Hörverstehen wurden in der Sprechkunde/Sprecherziehung lange vernachlässigt. Erst in den 1960er Jahren, als die von Eberhard Zwicker und

Richard Feldtkeller verfasste Publikation „Das Ohr als Nachrichtenempfänger“ (1956) in der DDR rezipiert worden war, wurde die Beschreibung der Sprechkommunikation durch grundlegende Erkenntnisse über die Perzeptionsseite ergänzt. Es war zu zeigen, dass sie das unerlässliche Gegenstück zur Produktionsseite ist und zugleich die unentbehrliche Kontroll- und Steuerungsinstanz für das Sprechen. Es wurden vor allem die komplexen Vorgänge bei der Tonhöhen- und Lautheitswahrnehmung behandelt, weil sich ohne Kenntnis der hierbei wirkenden Gesetzmäßigkeiten akustische Messungen hinsichtlich der Perzeption nicht interpretieren lassen. Seiner Bedeutung wegen wurde dieses Thema systematisch ausgebaut, wobei Publikationen von Gerhart Lindner (1977) und Eberhard Zwicker (1982) wertvolles Material lieferten.

Beate Wendt hat 2013 ein detailliert gegliedertes Konzept zur Vorlesung „Physiologische und auditive Phonetik“ vorgelegt, das den gegenwärtigen Stand der halleischen Diskussion um die *Grundlagen des Sprechens und Hörens* dokumentiert und auf das aktuelle Schrifttum verweist. Ersichtlich wird u. a. die Bedeutung der Audition und, generell, welche Erkenntnisgewinne gegenüber älteren Lehrmeinungen zu verzeichnen sind. Beispielsweise wurde die „neurochronaxische“ Theorie des Franzosen Raoul Husson, mit der in den 1950er Jahren die Stimmlippenschwingungen auf neuartige Weise erklärt werden sollten, nach intensiver medizinischer Forschung durch fundierte Theorien ersetzt. Allein hieran wird deutlich, welche Entwicklung sich im Bereich der *Grundlagen des Sprechens und Hörens* vollzogen hat.

2.1.2 Übungsmethoden

Seit Geißler war die Stoffvermittlung zu den *Grundlagen des Sprechens und Hörens* Teil der entsprechenden Übungen, die generell zwei Ziele verfolgten: (1) die Heranbildung bzw. Stabilisierung einer resonanzreichen, tragfähigen und belastbaren Stimme, (2) die Entwicklung einer standardgerechten und nach Situationserfordernissen variierbaren Aussprache. Die Lehrmethoden, speziell Übungsaufbau und Übungsverfahren, sowie das verfügbare Stundenvolumen richteten sich dabei nach dem Berufsziel der Übenden.

In Halle boten Geißler und Wittsack, der übrigens in seinem ersten Studiensemester bei Geißler Theorie und Praxis der Stimmbildung belegt hatte (Hentze 2015, 38), Übungen im Einzel- oder Gruppenunterricht für Hörer aller Fakultäten an (Frenkel 2011). Mit der Einführung von verbindlichen Studienplänen in der DDR Anfang der 1950er Jahre standen jedoch nur noch für die Lehrstudenten höchstens 2 Semesterwochenstunden zur Verfügung (Neuber 1993). Anatomisch-physiologisches Wissen konnte hierbei nur sehr begrenzt vermittelt

werden; auch die Stimmbildung beschränkte sich auf wenige Entspannungs- und Kräftigungsübungen. Stimmgefährdete Studierende wurden in die HNO-Klinik überwiesen. Im Vordergrund stand die Artikulationsschulung, sofern sich dies als dringlich erwies. Anderenfalls lag der Schwerpunkt auf rhetorischen Übungen. Für Beides wurde zeitweise auch die Sprachlabor-Technik eingesetzt.

Ab 1952 entwickelte sich die sprecherzieherische Betreuung der „eigenen“ Studierenden, also der künftigen Diplomsprecherzieher, zur Hauptaufgabe der Lehrkräfte am Institut. Der Studienplan sah mehrere Semesterwochenstunden Stimm- und Artikulationsübungen vor. Die Übungszeit konnte fast uneingeschränkt für das Training genutzt werden, weil die erforderlichen Kenntnisse durch parallel laufende Vorlesungen vermittelt wurden. Hierher gehörte auch die *Methodik der Sprecherziehung*, denn die Studierenden sollten nicht nur ihre stimmlich-sprecherische Leistungsfähigkeit erhöhen, sondern auch Erfahrungen in der Anwendung verschiedener Trainingsmethoden sammeln.

Ein Schwerpunkt der sprechkundlich/sprechwissenschaftlichen Arbeit bestand in der Entwicklung effizienter Übungsverfahren. Die bis in die 1960er Jahre hinein vor allem in der Schauspielerausbildung gebrauchten mechanistischen Übungen hatten keinen Sinn- und Partnerbezug und widersprachen dem humanistischen Bild vom kommunikativ verorteten Menschen, das im halleschen Institut vertreten wurde. Sie wurden nicht nur hier, sondern mehr und mehr auch auf den Bühnen abgelehnt (Aderhold 1999). Wittsack hatte sich u. a. in Berlin und Wien an phoniatisch-logopädisch arbeitenden Universitätseinrichtungen mit ganzheitlichen und psychotherapeutischen Therapieansätzen vertraut gemacht. Er war aktives Mitglied in den entsprechenden wissenschaftlichen Gesellschaften und brachte „phonetisch-psychologische Methoden“ in die Übungsbehandlung von Sprach- und Stimmgestörten ein (Hentze 2015, 43). Diese Herangehensweise baute sein Schüler Krech zum System der „kombiniert-psychologischen Übungsbehandlung“ aus (dazu mehrere Arbeiten von ihm in Krech, E.-M., 2011a) und übernahm es auch für die Grundlagen-Ausbildung. Gleichzeitig wurden zwei dazugehörige Komponenten eingeführt: *Entspannungsübungen* (hergeleitet vor allem aus dem *Autogenen Training* von J. H. Schultz) und Modifikationen der *Kaumethode* nach E. Fröschels. Statt technische Abläufe an der Oberfläche zu korrigieren, stand nun der Übende mit seinen psychosozial verstandenen stimmlich-sprecherischen Problemen im Zentrum und erfuhr im verständnisvollen Miteinander von Lehrer und Schüler „begünstigende Erregungen“, die vor allem durch das Hören der eigenen Stimme beim Vergleich zwischen anfänglicher und verbesserter Stimmleistung hervorgerufen

wurden. Solche Erlebnisse schufen eine „Bewusstheit des Könnens“, die ihn dazu führte, sein stimmlich-sprecherisches Potential auszuschöpfen.

Für die halleschen Absolventen war die *kombiniert psychologische Übungsbehandlung* ein psychotherapeutisch fundiertes Unterrichtsprinzip, das in einer Vielzahl von Übungsverfahren umgesetzt wurde. Bis 1990 zählten dazu vor allem *Atemübungen*, die mit Stimme und Körperaktionen kombiniert waren, *Resonanzübungen* (z. B. Summübungen nach J. Forchhammer und Nasalierungsübungen nach J. Pahn), der *Atemwurf* (nach H. Fernau-Horn), die *Akzentmethode* (nach S. Smith/ K. Thyme) und das *Körperstimmtraining* (nach K. Klawitter/ I. Honigmann).

Nach 1990 führte der freie Zugang zu westdeutschen Publikationen – so Egon Aderhold, ein Schüler von Witsack und Krech, – in der ehemaligen DDR u. a. dazu, dass die Arbeit mit Vorstellungsinhalten verstärkt und von einigen Autoren versucht wurde, „Haltung und Atmung in ein System unbewusst ablaufender Prozesse“ (1999, 68) einzubetten, wobei Haltung auch als mentale Haltung verstanden wurde. Die Grundlage hierfür war u. a. die *Psychotonik* (nach V. Glaser), in der die Sensibilisierung für den eigenen Körper und der Zusammenhang von Atem- und Spannungsregulation beim Stimmausdruck zusammengeführt werden. Daneben gab es weitere Methoden, die ähnliche Ziele verfolgen, so das *Linklater-Training* (nach K. Linklater) und das *Vasiljev-Training* (nach J. Vasiljev). Alle diese Verfahren wurden in Halle ausprobiert und den Situationsbedingungen gemäß modifiziert.

2.2 Norm und Realisation der Standardaussprache (Orthoepieforschung)

Zur halleschen Orthoepieforschung zählen drei Projekte, die sich nach Ziel und Methode unterscheiden und durch das Fortschreiten des sprechwissenschaftlich-orthoepischen Diskurses initiiert wurden: die Arbeit (1) am Wörterbuch der deutschen Aussprache = WDA, (2) am Deutschen Aussprachewörterbuch = DAWB, (3) an einer akustischen Sprachausgabe des DAWB.

2.2.1 Arbeit am Wörterbuch der Deutschen Aussprache

Anfang der 1950er Jahre wurde in der Bundesrepublik an eine weitgehend unveränderte Neuauflage des „Siebs“, des seit 1898 führenden Aussprachewörterbuchs, gedacht. Dieses Vorhaben hielt die Jenenserin Irmgard Weithase, wie andere Sprechkundler auch, für verfehlt, weil die Siebs-Regeln der Ausspracherealität selbst auf der Bühne nicht gerecht wurden. Sie beantragte deshalb im Juli 1953 einen Forschungsauftrag mit dem Ziel, ein realistisches, auf phoneti-

schen Untersuchungen aufbauendes Regelwerk zu schaffen. An diesem Auftrag arbeitete sie bis zu ihrer Übersiedlung nach München 1958. Danach übernahm Hans Krech in Halle den Auftrag und mit diesem etwa 50 000 Lemmata, die bereits zu großen Teilen transkribiert worden waren. Ergebnisse phonetischer Untersuchungen lagen dagegen nicht vor (Hirschfeld/Stock 2011).

Obwohl Krech nur kurzzeitig in die Arbeit Weithases einbezogen worden war, vergab er bereits vor 1958 Themen zur Untersuchung der Standardaussprache, u. a.: Glottisschlageinsatz in der Gesangsaussprache (E.-M. Schuppener 1955), Verständlichkeit von Gesangstexten (J. Schwiefert 1955), Lautung des „ä“ in Rundfunksendungen (R. Teske 1956) (vollständige Angaben in WDA 1964, 107 f.).

Einen Boom aber löste Krech aus, nachdem ihm der Forschungsauftrag Weithases übertragen worden war. Er gewann Promotionswillige und setzte Untersuchungen an, die besonders kritisch bewertete Realisierungsregeln des „Siebs“ prüfen sollten (1961b, 159 f.). Folgende Gegenstände wurden bearbeitet:

1. Aspiration der Explosive – G. Lotzmann,
2. Glottisschlageinsatz – E.-M. Krech,
3. R-Laut – H. Ulbrich,
4. Vokale als Oral-Nasal-Laute – W. Trenschele,
5. fremdsprachige Vokale – R. Teske,
6. Endsilben-[ə] – G. Meinhold.

Außerdem wurden untersucht: die Stimmhaftigkeit der Lenis-Plosive (G. Meinhold/ E. Stock), die Realisation der Plosive in [ʃt] und [ʃp] (G. Meinhold) sowie die Aussprache von [kv] (E. Kurka). Dabei wurde auch auf Bremers sehr genaue Beschreibungen der Artikulation und Koartikulation (1893, 39 ff.) zurückgegriffen.

Neben der Themenfestlegung war von besonderer Bedeutung, dass Krech für diese Forschungsarbeit methodologische Grundsätze (z. B. 1960b; 1961a/b) formulierte. Danach sollte eine Untersuchung in folgenden Schritten verlaufen (ausführlich in Hirschfeld/Stock 2014a):

- Aufbau eines Korpus – Auswahl von Mustersprechern aus Tonaufnahmen fließend gesprochener Texte (meist Mediensprecher und Schauspieler) mit sehr vielen Belegfällen (Zielgröße: 10 000),
- Überprüfung des Korpus durch Experten,
- auditive Untersuchung durch den Themenbearbeiter,
- stichprobenartige Kontrollauditionen durch Experten,
- Funktions- und Relevanzprüfungen (optional) mit Hörexperimenten und manipulierten Signalen,
- akustische Analysen (optional),